



Foto: © Malina Bura



Malina Bura wurde 1993 als Kind zugezogener »Wessi«-Eltern in der altmärkischen Ex-DDR-Provinz geboren. Seit 2012 lebt sie in Berlin, wo sie sich zunächst mehrere Jahre der Bewältigung seelischer Leiden widmete. Über diese Zeit half ihr besonders ihre Kreativität hinweg. Das Schreiben und Fotografieren begleitet sie seit ihrer Kindheit. 2020 absolvierte Malina Bura erfolgreich ein Fernstudium zur Fotodesignerin. Sie hat es sich zur Aufgabe gemacht, für Tabuthemen zu sensibilisieren, um Menschen zu helfen.

Für ihren Debütroman *Der Geschmack meiner Jugend* wurde sie mit dem Altmärkischen Literaturpreis 2024 ausgezeichnet.

Malina Bura

**DER GESCHMACK
MEINER JUGEND**

Roman

kul-ja!
publishing 

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten.

Kein Teil dieses Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

1. Auflage Oktober 2023
2. Auflage November 2023
3. Auflage Juni 2024
© 2023 kul-ja! publishing, Erfurt

Wir machen kule Bücher,
nur echt mit dem Kulibri.

Homepage: <http://www.kul-ja.com>

Covermotiv: *Deichwegsommer*, © 2023 Malina Bura

Printed in the EU

ISBN: 978-3-949260-17-9

»Was ich tue,
entscheidest nicht du.«

— *Wonder Woman*

Teil 1

Kapitel 1

Eine Kirche, ein Spielplatz, einundsiebzig Straßenlaternen, knapp zweihundert Einwohner.

Die Elbe nicht weit.

Die Highlights: zwei Bushaltestellen, die Freiwillige Feuerwehr, eine Kegelbahn.

Das ist das nördlichste Dorf Sachsen-Anhalts.

Das ist Hinterelbe.

Sehenswürdigkeiten der umliegenden Orte laut Wikipedia: Kirchen, Friedhöfe, unter Denkmalschutz stehende Viertelmeilensteine.

Hier herrscht Ruhe im Karton und die Uhren scheinen stillzustehen.

Dort, wo sich heute das *Grüne Band* durch die Pampa schlängelt, teilte früher die innerdeutsche Grenze ein Land in zwei Welten.

Hier war Sperrgebiet. Wer hier lebte und sich kritisch äußerte, musste damit rechnen, ins Hinterland zwangsumgesiedelt zu werden.

Heute ist das anders, heute ziehen die meisten freiwillig weg.

Hier bin ich aufgewachsen. Zwischen Deichen, Kühen, Plattenwegen und Gegensätzen.

Gegensätze.

Ost und West.

Sachsen-Anhalt oder Niedersachsen.

Ex-DDRler versus Öko-Hippies.

Grau oder bunt.

Unser Haus, meine Familie, ich – genau in der Mitte.

Wandler zwischen zwei Welten.

So empfand ich es damals.

Denn trat man aus unserer Haustür auf die davorliegende Straße, gab es genau zwei Möglichkeiten.

Nach rechts oder nach links.

Altmark oder Wendland.

Ossis oder Wessis.

In diese Kategorien wurden die Menschen unterteilt.

Da kam man nicht drum herum.

Als Zugezogene aber war man vor allem eins: erstmal irgendwie anders als die anderen.

Unsere Anbindung an öffentliche Verkehrsmittel war nicht der Hit.

Sie beschränkte sich auf einen Bus, der unser Dorf ein paar wenige Male am Tag mit den umliegenden Orten verband.

Da er allerdings nicht über die Landesgrenze hinaus verkehrte, trug es sich zu, dass ich nicht wie geplant in die niedersächsische Waldorfschule ging, sondern 1999 in der altmärkischen Grundschule »Anna Seghers« eingeschult wurde.

Obwohl seit dem Ende der DDR fast zehn Jahre ins Land gezogen waren, ließ die Vergangenheit diese Gegend nicht los. Und was will man auch erwarten? Wiedervereinigung und zack – DDR weg?

Nein, abgesehen von den Schulbüchern schien sich nicht allzu viel verändert zu haben. Tapeten, Vorhänge, Schränke, Arbeitsmaterialien, Lehrkräfte waren dieselben geblieben. Und warum auch nicht? Das war schließlich alles noch gut. Wie unser schon etwas angegrauter Sportlehrer Herr Schmidt beispielsweise.

Ein Alteingesessener und obendrein großer Verfechter des *Sport-frei*-Grußes.

Zu Beginn seiner Unterrichtsstunden hatten wir uns in der Turnhalle in einer Linie aufzureihen und strammzustehen.

Entzückt schrie uns Herr Schmidt dann ein »WIR BEGRÜßEN UNS MIT EINEM KRÄFTIGEN SPORT-...« entgegen und wartete gebannt auf unsere Reaktion. Das wäre der Moment gewesen, in dem wir »FREI!« hätten zurückrufen sollen.

Stattdessen brüllten wir aus vollem Halse: »SCHREI!!!« und kreischten herum, weil es uns nie richtig erklärt worden war und wir keine Ahnung hatten, was dieser Quatsch überhaupt bedeutete. Wir schlussfolgerten, es müsse sich um eine unkonventionelle Aufwärmübung handeln, und krakeelten noch ein bisschen mehr, denn wann durfte man schon mal ganz ohne Grund vollkommen ausrasten?

Auch Herr Schmidt rastete aus, aber eher, weil wir viele Dinge anders machten, als er sich das vorstellte.

Weil er jedoch ein sehr tapferer Mann war und sich nicht so leicht unterkriegen ließ, gab er nicht auf und übte jede Stunde aufs Neue mit uns den DDR-Sportlergruß.

An Gehorsam und Disziplin war den älteren Lehrern sehr viel gelegen. Auch Ordnung und Sauberkeit gehörten zu den Konzepten, die sie leidenschaftlich vertraten.

So wurde unter anderem beharrlich darauf bestanden, dass wir Kinder jeden Tag sämtliche Bücher dabei hatten und sie der Größe nach sortiert akkurat in der äußersten oberen Ecke unseres Tisches aufstapelten. Ob wir sie nun alle am betreffenden Tag brauchten oder nicht. Jeden Morgen hatten *alle* uns zur Verfügung gestellten Bücher mitgebracht und aufgetürmt zu werden. Gut für den Ordnungssinn, schlecht für den Rücken, aber man muss eben Prioritäten setzen.

Außerdem war dieses Leiden im Vergleich zu dem unserer Eltern sehr gering.

Sie hatten das schwere Los gezogen, einem Nervenzusammenbruch nahe, jedes Schuljahr aufs Neue die verdammten Bücher in durchsichtige Umschläge, die in mühsamer Friemelarbeit extra zugeschnitten, angepasst und mit Tesafilm befestigt werden mussten, zu hüllen. Und wehe, sie wurden damit bis zum ersten Schultag nicht fertig!

Dann gab es einen Hausaufgabenhefteintrag, der sich gewaschen hatte!

So gesehen kamen wir Schüler bei der ganzen Sache noch relativ gut weg.

Wahrscheinlich wären sehr viele Tage in der Grundschule sorgenfreie Tage gewesen, hätten wir in der Ersten und Zweiten eine etwas weniger energische Klassenlehrerin als Frau Fiedler gehabt.

Frau Fiedler war sehr alt und sehr streng. Ungefähr zehnmal älter als Herr Schmidt. Mindestens!

Auf der Nase trug sie eine graue Brille, auf dem Kopf eine graue Kurzhaarfrisur und am Leib graue Blusen, lange graue Röcke oder Bundfaltenhosen.

Alles an ihr war ergraut. Sogar ihre faltige Haut.

So habe ich sie jedenfalls in Erinnerung. Es ist möglich, dass ich mich irre.

Die hohe, aber sehr barsche Stimme machte jedem sofort klar: Dieser Frau kam man besser nicht blöd von der Seite. Sie strahlte eine ungeheure Autorität aus und ließ keinen Raum für Aufmüpfigkeit. Wie sie gelegentlich den Zeigestock schwang, legte Vermutungen darüber nahe, wofür sie ihn vielleicht gerne zweckentfremdet hätte.

Frau Fiedler lächelte sehr selten.

Doch wenn sie es tat, erwärmte sich mein Herz und ich wusste, dass sie uns im Grunde sehr gern mochte. Sie hatte nur eine seltsam altmodische Art, das zu zeigen.

In der dritten Klasse verließ sie uns zugunsten ihrer Rente. Und weil ich solches Mitleid mit der armen, grauen Frau hatte, die nun tagein, tagaus in ihrem grau verputzten Häuschen saß und sich ohne uns langweilte, schrieb ich ihr im Namen der ganzen Klasse einen Brief mit der Bitte, uns doch bald mal wieder zu besuchen. Meine Klasse wusste zwar nichts davon, aber das ging sicher in Ordnung. Ich malte mir aus, wie sich alle freuen, sich bei mir bedanken und meine Aktion ganz großartig finden würden.

Leider freute sich niemand so recht, als Frau Fiedler dann, zur Überraschung aller, tatsächlich eines Tages in der Schule auftauchte. Es gab ein irritiertes »Hallo« und peinlich berührtes Händeschütteln. Da ich niemanden von meiner Kontaktaufnahme in Kenntnis gesetzt hatte, wusste auch keiner, was nun anzufangen war mit der alten Dame, die ebenso verstaubt aussah wie das Polylux-Gerät, an dem sie sich abstützte. Ich sagte kein Wort und

sah meiner ehemaligen Klassenlehrerin schuldbewusst beim Enttäuschtsein zu.

Die vielen Erinnerungen an Frau Fiedler haben sich mit einer nahezu beunruhigenden Deutlichkeit in meinem Gedächtnis festgesetzt.

Ich sehe sie vor mir, wie sie kerzengerade auf dem orangefarben-gepolsterten Lehrstuhl sitzt und ihre Schüler wachsamem Auges dabei beobachtet, wie sie Osterhasen aus einem Papierbogen ausschneiden.

Naiv hatte ich dieser Unterrichtsgestaltung völlig sorglos, ja sogar mit kaum verhohlener Freude entgegengefeiert.

Basteln, super! Das war eine meiner Lieblingsbeschäftigungen!

Allmählich aber kamen mir Zweifel, ob das hier noch mit dem spaßigen Kleben, Stanzen und Knicken zu vergleichen war, das ich zu Hause so exzessiv praktizierte.

Frau Fiedler nämlich ließ ihre Argusaugen akribisch über die Klasse wandern und bemerkte plötzlich ein störendes Element.

Ich konnte das nicht sehen, denn ich starrte hochkonzentriert auf meinen Papierhasen, um ja nichts falsch zu machen. Doch ich spürte, wie Angst in der Luft lag, und hörte plötzlich Frau Fiedlers schneidende Stimme durch den ganzen Raum kreischen: »Was machst du denn da?? Was soll das werden, hat man dir nicht beigebracht, wie man richtig ausschneidet?«

Dann das quietschende Geräusch ihres Stuhles, als sie aufsprang, um anklagend mit dem Finger auf das unfähige Kind zu zeigen.

Ich war starr vor Furcht und wusste nicht, was ich

falsch gemacht hatte. Zu Hause hatten mir meine Eltern ebenjene Schneidetechnik, die ich nun auch anwandte, als sehr praktikabel ans Herz gelegt. Doch offensichtlich war meine Lehrerin anderer Meinung und sie musste es wissen, denn sie schnitt nichts aus, und zwar aus dem einfachen Grund, dass sie es nicht nötig hatte. Sie wusste schließlich, wie es ging, und brauchte nicht zu üben. Sie saß nur da und urteilte über die, die zu dumm waren, einen Hasen richtig auszuschnippeln. So wie ich. Warum hatte ich mich nicht vorher erkundigt, wie es richtig ging? Offenbar durfte man seinen Eltern nicht alles glauben. Nicht mal, wenn man sie für sehr schlau hielt. Frau Fiedler war eben immer ein Mal schlauer! Weshalb hatte ich sie nicht gefragt, ob es richtig war, was mir beigebracht worden war, oder hatte recherchiert, wie die anderen Kinder ihre Papiervorlagen ausschnitten? Anscheinend wussten es ja alle besser als ich oder meine unfähigen Eltern, denen ich nun gar nichts mehr glauben würde. Nie wieder irgendetwas! Das hatte ich jetzt davon. Doch jetzt war es zu spät und ich wollte am liebsten auf meinem Besen davonfliegen wie Bibi Blocksberg in den Kassetten, die ich mit meiner besten Freundin Mandy immer hörte. Nur dass ich mich das niemals getraut hätte, da Frau Fiedler mich höchstwahrscheinlich mit einem Medizinball aus dem Spielzeugraum abgeworfen hätte, um mich herunterzuholen und anzuschreien.

In der Klasse war es totenstill. Ich wagte nicht, mich umzusehen, hielt den Kopf gesenkt.

Frau Fiedler zischte: »Antworte, wenn ich mit dir rede!« Allerhöchste Eisenbahn! Unter Zugzwang und dennoch mit einem gewissen Trotz in der Stimme, murmelte ich schüchtern: »Ich mache das so, weil es einfacher

ist, wenn ich erst alle Teile einmal grob ausschneide und dann ...«

»Was?«, unterbrach mich Frau Fiedler irritiert. »Du machst das genau richtig, dich meine ich doch überhaupt nicht.«

Schreck lass nach!

So konnte man sich irren.

Im Nachhinein betrachtet, lässt sich leider die gesamte Grundschulzeit als eine einzige schambehaftete Peinlichkeit beschreiben.

Am schlimmsten von allem aber war *die Karte*. *Die Karte* war ein dreidimensionales Abbild Sachsen-Anhalts, das groß und bedrohlich an der Wand über dem Waschbecken hing und im Heimat- und Sachkundeunterricht behandelt wurde.

An *die Karte* gerufen zu werden, war das Schrecklichste, was einem passieren konnte. Mir zumindest. Sogar noch schrecklicher als Vorsingen, denn ich hatte keine Ahnung.

Von der ersten bis vierten Klasse hatte ich keinen Schimmer von irgendetwas, das nicht Lesen oder Schreiben war.

Während der gesamten Grundschulzeit lag ein halbdurchlässiger Schleier über mir. Ich bewegte mich darunter so sicher, dass er niemandem auffiel und ich gerade eben ein paar wichtige Grundlagen des Lebens mitbekam. Doch alles, was zu weit außerhalb dieses Schleiers lag, war mir völlig fremd.

Insbesondere das, was mit Sängerinnen, Fernsehserien, Jungs, Wimperntusche oder generell mit Coolsein zu tun hatte.

Gekonnt schuf ich mir meine eigene kleine Welt und igelte mich darin ein.

Im Unterricht hörte ich oft nicht zu, da ich viel zu sehr damit beschäftigt war, aus dem Fenster zu schauen, um mir sprechende Drachen und tapfere Indianer auf schnellen Pferden vorzustellen, die im Schulhof ihre Kämpfe ausfochten.

Wenig bemüht um das Verständnis des Großen und Ganzen begriff ich nicht so recht, was die Lehrer uns zu vermitteln versuchten. Geschweige denn, dass es für spätere Schuljahre eventuell Relevanz haben könnte – oder wie viele weitere Schuljahre es überhaupt gab.

Der Gedanke, es könne ein Leben nach der Schule geben, lag außerhalb meiner Vorstellungskraft, drang nicht einmal bis in mein Bewusstsein durch, war schlicht nicht vorhanden. Die Zukunft existierte für mich praktisch nur als Morgen, Übermorgen oder in Form von Vorfreude auf Weihnachten und Geburtstag.

In Bezug auf den Heimatkundeunterricht ahnte ich zwar vage, dass dieses Deutschland in kleinere Länder unterteilt war und es so etwas wie Hauptstädte gab, zwischen denen ein paar Seen, Dörfer und Flüsse und anscheinend auch ein Gebirge namens Harz lagen, doch das berührte mich persönlich so wenig, dass ich nichts davon auf *der Karte* zu zeigen vermochte.

Unter Druck konnte ich sowieso nicht denken. Es legte sich ein Schalter in meinem Gehirn um – und klack – in meinem Kopf war plötzlich Nebel.

Stumm stand ich vor der ganzen Klasse da, den Zeigestock in der Hand, kämpfte mit den Tränen oder hörte

einfach nicht hin, was Herr Schmidt sagte. Ich ließ ihn sich den Mund fusselig reden, blendete ihn aus, bis es hieß, ich solle mich wieder hinsetzen.

Das konnte ich immerhin. Ziemlich gut sogar.

Auf seinem Platz zu sitzen, war aber leider nicht immer die Rettung.

Wenn wir morgens vor der ersten Stunde im Stuhlkreis hocken mussten, versuchte ich jedes Mal, mit der Luft zu verschmelzen. Ich saß ganz still und zusammengesunken in der Hoffnung, wenn ich mich nicht bewegte, würde ich irgendwann eins werden mit dem, was mich umgab. Dann würde mich niemand mehr sehen und Frau Fiedler konnte mich nicht drannehmen. Leider stellte ich mich wohl nicht gut genug an, denn ich musste trotzdem meine Hausaufgaben vorlesen, über die dann alle lachten.

Ich hasste Stuhlkreise. Ich hasste sie noch hundert-eins Mal mehr, als ich Rumpelstilzchen aus meinem Märchenbuch hasste, und das musste schon etwas heißen, denn wer mochte diesen Mistkerl schon? Das Schlimme an jenem sinnlosen Im-Kreis-Sitzen war, dass man nie wusste, wo man hingucken oder was man mit seinen Armen und Beinen machen sollte.

Überall waren andere Menschen und Augenpaare, die einen von allen Seiten musterten und bewerteten. Der blanke Horror! Als es dann an der Zeit war, die Uhr zu lernen und zu verstehen, wie man mit Geld rechnet, bekamen wir kleine Uhren und Münzen aus Pappe, die wir in die jeweils vom Lehrer gewünschte Position rücken mussten.

Wie so oft tappte ich völlig im Dunkeln. Zum Glück waren meine Sitznachbarn die helleren Leuchten, sodass ich alles abgucken und den Rest irgendwie an den Fingern

abzählen konnte. Ein Konzept, das ich mir bis heute bewahrt habe.

Auch die Sache mit den Zensuren erschloss sich mir nicht vollständig.

Durch vier Jahre Erfahrung hatte ich gelernt, dass man sie für Aufgaben erhielt, die man entweder gut, nicht so gut oder falsch erledigte. Zensuren waren die Weiterentwicklungen von Bienchen und Smileys, die man noch in der ersten und zweiten Klasse bekommen hatte. Ab der Dritten war man wohl zu alt dafür und sollte langsam den Ernst des Lebens kennenlernen.

Am Ende erhielt man immer ein Blatt Papier, auf das die Lehrer eine Beurteilung und eine Note für jedes Fach schrieben. Wichtig war dabei aber eigentlich nur, dass man eine schicke Zeugnismappe hatte.

Wer keine Mappe, sondern bloß einen Ordner oder gar einen Hefter aus Plaste besaß, der konnte gleich einpacken. Ein gutes Zeugnis bekam man nur mit einer dicken, einbandgepolsterten Mappe in Dunkelgrün, Schwarz oder Bordeaux, auf der vorne unmissverständlich in goldener Schrift ›Zeugnismappe‹ draufstand. Darin sammelte man dann die ganzen Blätter in Klarsichthüllen. Aus den Hüllen rausnehmen durfte man die wichtigen Dokumente allerdings auf gar keinen Fall, da man sie sonst nie im Leben wieder ohne Knicke hineinbekam und sich so seine berufliche Karriere schon ruinierte, bevor sie überhaupt begonnen hatte. Beschworen uns zumindest die Erwachsenen und die kannten sich schließlich aus mit diesen essentiellen Erwachsenenendingen.

Was Zensuren, Tests und Klassenarbeiten betraf, war ich ebenfalls nie umfassend informiert worden.